Ida, Ida! rief ich. Aber Du bist nicht die Verbrecherin! Du kannst es nicht sein! Sage es mir; sage mir, daß Du es nicht bist.

Sie hatte sich gefaßt, mühsam. Sie konnte aufrecht stehen — konnte zu mir sprechen, aber — antworten konnte sie mir nicht.

Nachher! sagte sie. Ich muß fort. Auf der Stelle. Nachher sollst Du Alles erfahren. Ich werde zu Dir kommen. Sage Niemandem, daß Du mich gesehen hast.

Sie eilte fort. Sie hatte rasch, aber immer unter dem Eindrucke des Schrecks, der tiefsten innersten Angst gesprochen. Sie war durch eine zweite geheime Thür verschwunden, die sich in der Tapete des Cabinets befand, gegenüber derjenigen, durch die ich ihr gefolgt war. Ich kehrte in einer peinigenden Angst zurück. War hier ein Verbrechen vorgefallen? War sie die Verbrecherin? Ich hatte keinen anderen Gedanken.

Roth unterbrach seine Erzählung.

War sie eine Verbrecherin? fragte er mich. Sie haben als Criminalrichter eine reiche Erfahrung. Antworten Sie mir aufrichtig. Wenn ein Verbrechen vorgefallen, zu derselben Minute, da ich in das Schloß eingetreten war — antworten Sie mir aufrichtig, würden Sie, nach Allem, was ich Ihnen mitgetheilt habe, und ich habe Ihnen ausführlich erzählt und Wort für Wort, damit Sie sich ein klares, richtiges Urtheil bilden können — hätten Sie nach Allem das arme Mädchen für eine Verbrecherin gehalten? Halten Sie sie jetzt dafür?

Welches Verbrechen war begangen? fragte ich.

Hat das Einfluß auf Ihr Urtheil?

Ich sähe vielleicht klarer. Wer könnte, nach der äußern Erscheinung eines Moments, zudem eines Moments der Aufregung, unmittelbar nach einer Unthat oder nach einem Unfall, wer könnte blos danach sich ein ganz klares Urtheil bilden, zumal gegenüber einem weiblichen Wesen von besserer Bildung und einem reinen, edlen Herzen?

Meine Antwort hatte ihm den schweren Athem erleichtert.

Haben Sie die Güte, mir weiter zuzuhören, fuhr er fort. Ich mußte noch fast eine volle Stunde allein in meinem Zimmer zuzubringen. Niemand war bei mir gewesen; um mich her war es still geblieben, nur einmal hatte ich gehört, wie draußen von dem Schloßhofe ein Reiter fortgesprengt war. Einige Minuten später war eilig ein Wagen fortgefahren. Licht hatte ich dabei auf dem Hofe nicht gesehen um so weniger erkennen können, wer sich entfernt hatte. Endlich hörte ich wieder Schritte in dem Cabinet neben mir. Ich glaubte den Schritt meines Freundes zu erkennen und hatte mich nicht geirrt. Er ging in dem Zimmer ein paar Mal rasch auf und ab, dann langsamer; dann hatte er plötzlich die geheime Thür zu meinem Zimmer geöffnet. Er stand fest und ruhig vor mir, ohne eine Spur seiner früheren Aufregung. Aber er war sehr blaß, seine Gesichtszüge waren erschlafft, auf seinem ganzen Wesen lag ein schwerer Druck. Er sah aus, wie ein Mensch, den ein großes, schweres Unglück, irgend etwas Schreckliches getroffen, der aber mit großer Kraft sich wieder zu erholen, sich wieder aufzurichten vermocht hat, freilich noch immer angegriffen von dem Schlage, wie vielleicht auch gerade von der Anstrengung, die er machen mußte, um sich zu erholen.

Darf ich Dich bitten, zu mir einzutreten? sagte er. Wir sind dort völlig ungestört.

Wir begaben uns in sein Cabinet.

Ehe wir von Dir sprechen, hob er da an, habe ich Dir eine traurige Mittheilung zu machen. Du bist in einem unglücklichen Momente in mein Haus getreten. Vor einer halben Stunde starb meine Frau.

Großer Gott! mußte ich entsetzt rufen. Und Ida? — Ich hatte den Namen nicht ausgesprochen, aber der Gedanke wollte mich vernichten.

Der Graf — mein Freund — er war Graf. Ich darf auf Ihre Verschwiegenheit rechnen wenn ich Ihnen auch den Namen nicht nenne?

Sie dürfen.

Der Graf hatte mein Entsetzen nicht bemerkt. Er hielt sein Gesicht mit seinem Taschentuche bedeckt und athmete schwer darunter. Ich glaubte, ihn schluchzen zu hören. Er faßte sich wieder und nahm meine Hand.

Verzeihe mir, sagte er. Ich konnte meinem Schmerze nicht wehren. Laß uns jetzt von Dir sprechen. Ich ahne, was Dich zu mir, gerade hierher führt——

Nein, mußte ich ihn unterbrechen. Nachher von mir. Erzähle mir zuerst von Deiner lieben Frau.

Ich soll mir das Herz erleichtern, meinst Du. Ich bin Dir dankbar dafür. Wohlan denn. Aber was soll ich Dir erzählen? Ein solcher plötzlicher Schlag betäubt.

Deine Frau starb plötzlich?

Ach, wie man es nimmt. Sie war noch so jung, und ich liebte sie so innig. Wie käme da der Tod nicht zu früh! Wie kam er plötzlich, einem Blitze aus heiterem Himmel gleich!

Sie war also krank vorher?

Unwohl nur und seit vorgestern erst. Erst vor etwa einer Stunde zeigten sich ernsthafte Krankheitssymptone.

Auch der Arzt hatte vorher keine Gefahr erkannt?

Ein Arzt war nicht da. Wir hatten keine Gefahr geahnt, die Kranke am allerwenigsten. Der Arzt wohnt weit, sie wollte nicht, daß zu ihm geschickt werde. Außerdem haben wir eine Hausapotheke im Schlosse. Vor einer Stunde, schon vor anderthalb Stunden, sandte ich dennoch zu ihm, vor einer halben Stunde, als er nicht kam, nochmals und zugleich schickte ich ihm meinen Wagen entgegen. Ich erwarte ihn jeden Augenblick, freilich zu spät; allein was ihr fehlte, an welcher Krankheit sie gestorben ist, kann er uns sagen.

Du weißt das nicht?

Sie war immer wohl gewesen. Vorgestern klagte sie über Kopfschmerzen, Druck im Magen. In der Nacht war ihr wohler geworden. Am Morgen hatten die Schmerzen wieder zugenommen. Die Mittel der Hausapotheke milderten, und heute früh fühlte sie sich völlig wohl. So blieb es bis zum Abend. Nur war sie sehr ermattet. Gegend Abend trat auf einmal, ganz plötzlich, heftiges, von Viertelstunde zu Viertelstunde sich steigerndes Kopfweh ein, eine furchtbare Beängstigung gesellte sich hinzu. Ich hatte schon in der ersten Viertelstunde zu dem Arzte gesandt. Drei Viertelstunden später war sie todt. Eine Stunde, nein, eine halbe Stunde vorher hatte ich noch nicht an eine Möglichkeit des Todes gedacht; fünf Minuten vorher hatte ich den Gedanken daran wie Wahnsinn von mir zurückgewiesen. Ermiß nun meinen Schmerz. Er ist um so größer, da ich ihn allein tragen muß. Unser einziges Kind, kaum ein Jahr alt, versteht ihn noch nicht einmal.

Er schloß. Ich hatte ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört, aber ich gestehe es, auch mit Mißtrauen, und ich weiß selbst nicht, woher es mir kam auf jedes seiner Worte, auf jedes seiner Mienen, auf jede seiner Bewegungen geachtet.

Er hatte ganz mit jener Fassung eines Mannes gesprochen, der von einem harten Schlage getroffen ist, der noch immer dem Drucke eines schweren Schmerzes leidet, der aber die hohe Kraft der männlichen Selbstbeherrschung hat und durch sie zum Herrn seines Schmerzes geworden ist. So mit voller innerer Wahrheit. Von meinem Mißtrauen hatte er keine Ahnung, eben so wenig also auch von dem Grunde meines Mißtrauens. Und doch wollte, konnte es nicht schwinden, wenn ich an Ida dachte. Ich mußte ihm näher treten

Dir stand Niemand zur Seite in der Pflege der Armen? fragte ich ihn.

Die Erzieherin meiner jüngeren Geschwister sagte er.

Er hatte wie mir einfiel, ein paar jüngere Schwestern. Sie wohnten bei ihm im Schlosse, und Ida war also ihre Erzieherin hier. Ich schloß es aus seiner Antwort, und so war es. Er hatte mir unbefangen, wie zerstreut geantwortet, dennoch mußte ich weiter fragen.

Du hattest wirkliche Hülfe an ihr?

Gewiß. Sie war meiner Frau schon lange eine Freundin geworden. Sie hat ihr beigestanden bis zu ihrem letzten Athemzuge, wie eine Schwester, wie eine Mutter.

Mir wollte es leichter um das Herz werden. Ich glaubte jene Angst Ida's auch ohne ein Verbrechen mir erklären zu müssen. Er sprach nicht weiter, und ich fragte ihn nicht mehr.

Laß uns jetzt von Dir sprechen, sagte er. Mir ahnt es, Du bist als Flüchtling hier.

Du hast es errathen.

Ich rechne es Dir hoch an, daß Du zu mir kommst. Es war der Schritt eines edlen Freundes.

Ich wußte, daß Du mich so aufnehmen würdest.

Und Du bist sicher hier. Man wird Dich bei mir nicht suchen, Niemand könnte in diesem weitläufigen Schlosse Dich finden. Du kannst hier jahrelang unentdeckt bleiben.

Ich hoffe Deine Freundschaft nur für kurze Zeit in Anspruch nehmen zu müssen.

Wir wurden unterbrochen. Auf den Schloßhof war rasch ein Wagen gefahren. Mein Freund blickte durch das Fenster.

Der Arzt! sagte er. Ich muß ihn zu der Todten führen. Kehre in Dein Zimmer zurück. Ich komme wieder zu Dir.

Ich ging in mein Zimmer zurück. Er verließ das seinige, und ich war wieder in völliger Stille und konnte frei meinen Gedanken nachgehen. Ich wurde mehr und mehr ruhig. Ich hatte ihr das Wort Verbrechen zurufen wollen. Sie hatte es gewußt. Sprich es aus! hatte sie gesagt. Ich erwartete mit Schmerzen ihre Rückkehr. Sie kam nicht. Aber etwas Anderes kam. Der Graf kehrte nach einer halben Stunde in sein Zimmer zurück. Bei ihm war ein Fremder, der Arzt, wie ich bald erfahren sollte.

Herr Graf, hob sofort nach dem Eintreten der Fremde an, ich habe Sie gebeten mich hierher zu führen, weil ich Ihnen etwas mitzutheilen habe, das ich zunächst nur Ihnen allein sagen darf.

Er sprach mit tiefem, fast feierlichem Ernst, mit mühsam unterdrückter Bewegung. Er hatte eine wichtige Eröffnung zu machen.

Und was wäre das? fragte der Graf.

Seine Stimme verrieth gleichfalls Bewegung, die Bewegung der Spannung.

Ihre Frau Gemahlin ist an Gift gestorben!

Großer Gott! schrie der Graf auf.

Es war ein furchtbarer Schmerzenston.

Fassen Sie sich, Herr Graf, fuhr der Arzt fort. Meiner Sache bin ich sicher, und wenn hier nicht ein großes Unglück geschehen ist, daß ich mir freilich kaum zu erklären vermöchte, so ist ein entsetzliches Verbrechen verübt, das unter allen Umständen an des Tageslicht gezogen werden muß. Darüber müssen wir vorher ehe den Gerichten die Anzeige gemacht wird, mit Ruhe und Klarheit sprechen. Darf ich bitten mir einige Fragen zu beantworten? Die Krankheitsgeschichte haben Sie mir mitgetheilt. Welche Personen waren seit vorgestern um die Verstorbene? Besonders seit dem gestrigen Abende und an dem heutigen Tage?

Die Erzieherin.

Immer?

Ununterbrochen?

Sie allein?

Sie meist allein, wenn nicht auch die Kammerfrau da war.

Hm — und diese Erzieherin —?

Der Arzt war in Verlegenheit. Er konnte keine Worte finden, die das ausdrücken sollten, was er sagen wollte, oder er hatte nicht den Muth sie auszusprechen.

Darf ich Sie bitten, mir zu folgen? sagte auf einmal der Graf.

Er sprach in einem auffallend anderen Tone und schien plötzlich irgend einen Entschluß gefaßt zu haben.

Wohin? fragte der Arzt.

Darf ich bitten?

Sie verließen das Cabinet, und ich war wieder in der peinlichsten Einsamkeit. War ich vorhin mit jedem Momente ruhiger geworden, jetzt steigerte sich von Minute zu Minute eine Angst, für die ich keinen Namen, keine Beschreibung habe. Ich war über eine Stunde allein. Niemand kam zu mir. Ich hörte keinen Schritt und keine Stimme. Nur einmal hatte ich wieder einen Reiter schnell vom Schloßhofe fortsprengen gehört. Es war später Abend geworden.

Endlich kam aus dem Cabinet des Grafen durch die geheime Tapetenthür Jemand zu mir. Es war der Kammerdiener des Grafen, ein alter Mann, den ich schon früher gesehen hatte, der schon der Kammerdiener und zwar der vertraute Diener des verstorbenen Vaters gewesen war. Der Graf schickte ihn. Der Herr Graf könnte unmöglich zu mir kommen. Er lasse mich bitten, ihm dem Diener, in ein anderes Gemach zu folgen, in welchem ich ebenfalls völlig sicher und ungestört sei, und in welchem zudem Alles zu meiner Ruhe und Bequemlichkeit bereit stehe. Morgen früh werde der Herr Graf zu mir kommen. Ich folgte dem Diener. Er führte mich durch mehrere einsame Corridore in einen entfernten, abgelegenen Theil des weitläufigen Schlosses. Zwei Zimmer waren dort gastlich und bequem für mich eingerichtet. Ein Abendessen stand bereit.

Ich komme zurück, um abzutragen, sagte der Diener.

Aber ich hatte vor allen Dingen Fragen an ihn. Er war auch noch der Vertraute des Hauses und wußte Alles, was im Schlosse geschah. Er wußte auch jetzt Alles, denn er sah tief gedrückt aus Schmerz, Angst und Sorge drohten ihn zu erdrücken.

Wo ist der Graf? fragte ich ihn.

In dem Sterbezimmer.

Allein?

Der Arzt ist bei ihm.

Sonst Niemand?

Die alte Kammerfrau der hochseligen Gräfin.

Und die Gouvernante?

Sie ist nicht da.

Der Graf erzählte mir von ihrer treuen Pflege der Verstorbenen.

Ja.

Und sie ist nicht da?

Nein.

Sie ist wohl zu sehr angegriffen?

Es ist möglich.

Ich hatte noch Fragen genug. Nach Ida, wo sie sei? ob sie allein sei? Nach der Verstorbenen, nach dem Grafen, dem Arzte. Aber ich mußte gegenüber dem einsylbigen Manne schweigen, um namentlich nicht mich und das unglückliche Mädchen zu verrathen. Er ließ mich allein. Ich konnte nicht essen, nicht trinken, nicht ruhen. Nach einer halben Stunde kam er wieder. Ich war auch unterdeß allein, es war um mich her still geblieben.

Sie haben nichts angerührt? fragte er.

Wie konnte ich, alter Friedlich?

Ja, es ist ein schweres Unglück. Eine so junge Dame! Und so — Er brach ab. Aber er war weniger einsylbig, als vorhin

Woran ist die Gräfin gestorben? fragte ich ihn.

Er wollte antworten. Aber es war, als wenn ein plötzliches Entsetzen ihm die Lippen verschließe.

Es ist hier ein Geheimniß, Friedrich?

Er nickte mit dem Kopfe.

Ein schreckliches?

Ja.

In dem Augenblicke hörte man einen Wagen fahren. Wo, konnte ich nicht unterscheiden. Die Zimmer, in die der alte Diener mich geführt hatte, lagen nicht nach dem Schloßhofe hin; ich wußte selbst noch nicht, nach welcher Seite. Der Diener horchte.

Da kommt Jemand? fragte ich ihn.

Ja.

Besuch?

Das Gericht, preßte er, vielleicht unwillkürlich, hervor.

Wie, Friedrich?

Ja, Herr —

Wegen des Todes der Gräfin?

Aber er hatte sich besonnen. Fragen Sie mich nicht. Sie werden zwar morgen Alles erfahren — aber — nein, nein! Er entfernte sich schnell. Gute Nacht! sagte er noch.

Ich verlebte die schreckliche Nacht meines Lebens.

Die Gräfin war vergiftet; es war nicht mehr zu bezweifeln. Die Erzieherin war nicht mit den Anderen im Sterbezimmer gewesen; sie nicht, die treueste Pflegerin der Verstorbenen. Und gerade, als ich auf sie das Gespräch gebracht, war der alte Friedrich so einsylbig, so zurückhaltend geworden. Und dann — sie war nur als Erzieherin der Schwestern des Grafen da, und doch — es fiel mir auf einmal glühend heiß auf das Herz — und doch war sie allein und durch die verborgene Thür in das Cabinet des Grafen gekommen, sogar, als sie ihn dort nicht fand, in das geheime Zimmer nebenan, in dem sie mich getroffen hatte. Sie konnte so ohne Weiteres zu ihm kommen, ihn aufsuchen. Sie mußte mit ihm vertraut sein. Und auf der anderen Seite wieder, hatte nicht dennoch der Graf in jenen wenigen Worten, die ich aus seinem Gespräche mit dem Arzte vernommen, vielleicht unwillkürlich, aber deutlich, gerade auf sie einen entsetzlichen Verdacht geworfen? Und wirklich unwillkürlich? Vielleicht nur unbedachtsam in meiner Nähe. Als ihm diese einfiel, hatte er mit dem Arzte das Zimmer verlassen, um ganz ungestört mit ihm weiter reden zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Quincy. 2. Aug. 160 Rebellen überfielen gestern das 6 Meilen nördlich von hier gelegene Canton, und schossen einen Unionsmann, Namens Wm. Camegy nieder, weil er ihnen einige Waffen, die er auf die Seite gebracht haben soll, nicht ausliefern wollte. Sie plünderten darauf seinen Store rein aus und zogen weiter. Hier herrscht große Aufregung.

Der Demokrat.

Davenport, Iowa.

Donnerstag, den 7. August, 1862.

Aus dem Leben.

Ein Demokrat und Ritter von der weißen Hautfarbe machte eine Reise über Land. Eines Abends überraschte ihn die Dunkelheit, bevor er das schützende Obdach erreichen konnte. Plötzlich wurde er von Spitzbuben und Räubern überfallen. Er wehrte sich tapfer, wäre aber bald der Uebermacht unterlegen, wo ihm nicht unerwartete Hülfe geworden wäre. Zwei stämmige Männer kamen auf den Lärm des Kampfes herbei, fielen über die Straßenräuber her, vertrieben die Schurken und unser Reisender war gerettet. Seine Dankbarkeit kannte keine Grenzen. Er umarmte seine Retter, drückte ihnen die Hände und lud sie endlich ein, in seinem Wagen, aus dem ihn die Spitzbuben hinausgeworfen hatten, Platz zu nehmen, um im nächsten Wirthshause einige Flaschen Wein mit ihm zu trinken. Endlich war die ersehnte Herberge erreicht. Aber wer malt das Entsetzen unseres geretteten und so dankbaren Ritters, als er bei'm Eintritt in die hell erleuchtete Stube entdeckte, daß seine beiden Freunde pechkohlrabenschwarze Nigger waren! Mit stierem Blicke und offenem Maule staunte er sie an, Blässe überzog sein Gesicht, dann trat ein krampfhaftes Zucken ein, und plötzlich verschwand er aus der Stube, um als Patient sein Zimmer und sein Lager zu suchen.

Am nächsten Morgen kam er nicht zum Frühstück. Nach langem Warten geht der Wirth auf seine Stube und findet zu seinem Entsetzen den Unglücklichen am Bettpfosten erhängt. Auf dem Tische aber lag ein Zettel mit folgenden Worten: „Ich konnte die Schande nicht ertragen, neben Niggern gefochten und Nigger umarmt zu haben. Noch hatte ein Leben für mich Werth, das ich Niggern verdanke."

Coroner und Jury gaben ein den Umständen entsprechendes Verdikt ab, nämlich auf Selbstmord in Geisteszerrüttung. — Wahrscheinlich verscharrte man die Leiche in irgend einem Misthaufen.

Unsere Leser meinen vielleicht, daß diese Geschichte eine Parabel sein soll. Sie irren; denn die Historie ist im Jahre des Heils 1862 im Staate Michigan wahrhaftiglich passirt.

Intervention.

Während der Telegraph uns versichert, daß man zuverlässige Nachrichten darüber habe, daß man in Europa durchaus nicht an Intervention denke, bringt uns die plötzlich erschienene französische Kriegsflotte im Gulf von Meriko auf ganz andere Vermuthungen. Liegt es ja auch ohnehin ganz in der Natur der Sache, daß Europa nicht mit seinen Absichten in offenem Wort hervortreten wird, bevor es seine Intervention auf etwas stützen kann.

Andre Aufschlüsse gibt uns aber der „W. Republican" über diese wichtige Frage. Derselbe sagt nämlich:

„Der Achtbare A. S. Diven theilte uns am Donnerstag Abend mit, daß er vom Staatssekretär Seward expreß bevollmächtigt sei, dem Volke zu eröffnen, wie er (Seward) den Repräsentanten fremder Mächte von Zeit zu Zeit die Versicherung gegeben habe, daß die Rebellion unterdrückt werden würde, und daß er schließlich, um eine Intervention zu Gunsten der Rebelion noch zu verhüten, für die Unterdrückung derselben eine so kurze Frist gestellt habe, daß er Anstand nehme, dieselbe öffentlich bekannt zu machen. Der Intervention sei nur noch dadurch vorzubeugen, daß dem Aufgebot für die 300,000 Mann unmittelbar Folge geleistet werde."

Möglich immerhin, daß der Hauptzweck dieser ganzen Mittheilung der ist, schnelle Rekrutirungen herbeizuführen. Allein Hr. Diven ist jedenfalls als ein zu vorsichtiger Mann bekannt, als daß man annehmen könnte, daß er eine solche „Mittheilung" selbst erfunden haben sollte, und die Veröffentlichung derselben ist vollends hinreichende Bürgschaft für deren Aechtheit.

Hiernach wäre also die Intervention bereits angekündigt, auf Sewards Bitten und Vorstellungen aber auf eine kurze Frist suspendirt, innerhalb deren es uns gestattet sein soll, die Rebelen zu schlagen, und unsere Angelegenheiten selbst zu ordnen. Diese Frist ist eine außerordentlich kurze, und verstreicht sie ohne den gehofften Erfolg, so tritt mit Bewilligung unseres Gouvernements — eben diese Bewilligung ist in der Bitte um Frist enthalten — die Intervention der europäischen Mächte ein.

Die Trentaffaire war für unsere Nation eine beschämende. Muß aber bei einer solchen Demüthigung, wie sie in diesen Verhandlungen für unsere Republik enthalten ist, nicht die Geduld des Patrioten und freien Mannes vollends brechen? Bittend, supplicirend zu erscheinen vor den Todfeinden unserer Republik und unsrer Freiheiten, unsere Republik, unser freies Volk auf den Knien vor der Königsmacht!

Hoffen wir noch, obwohl wir nach früheren Demüthigungen wenig Grund zur Hoffnung haben, daß obige Mittheilungen zu modificiren sind. Jedenfalls glauben wir nicht, daß das Volk gewilligt sein wird, dem Conservatismus und den Intriguen eines Seward seine nationale Ehre und Selbstständigkeit zu opfern.

Porters Flotte.

Die ganze streitbare Macht des Nordens scheint herbeigerufen zu werden, um McClellan aus der Falle zu ziehen, und um den Schaden zu repariren, den er durch Unfähigkeit, politische Charakterlosigkeit und Feigheit der Sache der Union zugefügt hat. McClellan selbst scheint dabei wenig thätig zu sein, sondern beschränkt sich darauf, sich unter dem Schutz der Kanonenboote und seiner Erdwälle geducken zu halten. Feindliche Schaaren umringen sein Lager, und fangen seine Zufuhren auf und es fällt ihm nicht ein, die Rebellen an ihren Vorbereitungen zur Blockirung des Jamesflusses zu stören. Bruder Halleck hat ihm neulich seinen allerhöchsten Beifall bezeugt, und das wiegt natürlich mehr, als der Zorn aller nördlichen verd . . . . n Abolitionisten.

Auch Porters Mörserflottille, 12 Schiffe stark, ist bei Fort Monroe, außer einem andren großen Theil der Ver. Staaten Marine, angekommen. Wahrscheinlich sollen diese Mörserboote Fort Darling beschießen und für die Beschießung der Uferhöhen, denen unsere Kanonenboote nicht beikommen können, verwandt werden. Man setzt große Hoffnung auf dieses Experiment, vergißt wohl aber zu sehr, daß unsere Mörserboote sich weder bei Island No. 10, noch bei Fort Pillow, noch bei Vicksburg bewährt haben, und daß sie bei Fort Pulaski als völlig unnütz befunden worden. Stände ein Mann an der Spitze der Potomac-Armee, der Courage genug hätte, um sich soweit über seine Verschanzungen hinaus zu wagen, daß ihm Jackson mit 60 bis 70,000 Mann nicht abhanden kommen könnte, so würde er sich schon selbst aus der Klemme ziehen, ohne daß es nöthig wäre, andre Plätze dem Feinde Preis zu geben, weil deren Besatzungen nach der virginischen Halbinsel beordert werden müssen.

Vom James River.

Immer bedenklicher werden die Nachrichten vom James River. Eine starke Rebellenstreitmacht marschirt auf dem südlichen Ufer des Flusses nach Suffolk zu, während einzelne Abtheilungen, deren Stärke nicht genau bekannt ist, bei Yorktown und Williamsburg ihr Unwesen treiben. Mit andern Worten: der Feind operirt bereits im Rücken des Bundesheeres, das auf einen engen Raum am Flusse zusammengepfercht und thatsächlich umringt ist. Wenn schon die Rebellen vom südlichen Flußufer aus eine Razzia nach einem 1 Meile innerhalb der Bundes-Vorpostenlinien gelegenen Uferpunkte machen und dort eine Heerde Schlachtvieh rauben können, so zeigt das deutlicher die Lage der Armee an, als alle offiziellen Versicherungen, daß diese jetzt „sicher" sei.

Welches der Plan der Rebellen ist? Zunächst wahrscheinlich kein anderer, als der, dem Bundesheere alle Zufuhren abzuschneiden. Zu dem Ende müssen sie freilich erst die Bundesflotte auf dem James River unschädlich machen. Das wollen sie mittelst ihres „jungen Merrimac" versuchen, der in Richmond bereits fertig sein soll und nur noch seine Armatur einnimmt. Nach Allem, was man hört, ist dieser neue Merrimac unverwundbarer, stärker, geschwinder und lenksamer, als der alte. Von allen im James River liegenden Bundesschiffen dürfte nur der „Monitor" ihm gewachsen sein. Wenn diesem ein Unglück passirt, was dann?

Die Porter'sche Mörserflotte ist mittlerweile bei Fort Monroe angelangt. Gegen ein Panzerschiff kann sie gar nichts ausrichten. Der einzige Zweck, zu dem sie heraufbeordert sein kann, ist ein Angriff auf Fort Darling. Aber wenn dieser nicht augenblicklich erfolgt, kommt er zu spät.

Man kann sich nicht verhehlen, daß am James River ein furchtbares Va banque bevorsteht. Wie es scheint, kann Nichts mehr das Bundesheer aus seiner prekären Lage retten, als eine sofortige, ungestüme Angriffsbewegung gegen Richmond. Für den Augenblick sind die Streitkräfte des Feindes getheilt; ein ansehnlicher Theil steht am Rappahannock, ein anderer Theil auf dem südlichen Ufer des James River. Wenn jetzt McClellan augenblicklich und auf jede Gefahr hin auf Richmond losmarschirte, während Pope die Rebellen am Rappahannock festhielte, Burnside von Newport News nach Suffolk übersetzte, um dort den Feind zu engagiren, und die Mörserflotte einen Angriff auf Fort Darling machte, so könnte vielleicht der Feldzug noch zu Gunsten des Bundes gewendet werden. Das Wagniß möchte groß sein, aber es wäre kleiner, als die Gefahr des Stilliegens. Es gibt Lagen, in welchen Das, was andernfalls strafbare Tollkühnheit wäre, zum Rathschlag der kaltblütigsten Besonnenheit wird. Wie die Dinge sich gestaltet haben, giebt es für das Verharren auf McClellan'scher Strategik nur Ein muthmaßliches Ziel: die Capitulation. (Abdztg.)

Aristokratie der Hautfarbe.

Den nördlichen „Conservativen" da sie einmal von menschlicher Freiheit und Menschenrecht nichts wissen wollen, empfehlen wir recht sehr folgende Bemerkungen der Abendzeitung:

„Die „Conservativen" und Verräther im Norden vom Schlage des N. Y. Herald und seiner deutschen Abschreiber sind seit Jahr und Tag aufs eifrigste damit beschäftigt, dem Lande eine abscheuliche Aristokratie der schwarzen Hautfarbe aufzuhalsen. Sie kämpfen mit allen Waffen des Hasses und der Bosheit gegen Diejenigen an, welche den schwarzen Einwohnern dieses Landes dieselben Pflichten auferlegen wollen, welche die Weißen ohne Murren erfüllen. Hunderttausende braver weißer Männer haben der Nation ihr Leben, ihre Gliedmaßen, oder ihre Gesundheit geopfert und neue Hunderttausende werden jetzt aufgefordert, sich zu stellen. Das Alles finden die „Conservativen" in der Ordnung. Aber daß man die vielen Tausende starker und kräftiger Kerle von schwarzer Hautfarbe, die sich eben so gut zu Soldaten eignen, zum Dienste des Vaterlandes heranziehe, davon wollen sie Nichts wissen, dagegen wehren sie sich aus Leibeskräften.

Nun fragen wir diese „Conservativen": Sind denn eurer Meinung nach wirklich die Neger um so viel besser als die Weißen, daß man ihnen nicht dieselben Mühen, Lasten und Opfer zumuthen darf, wie den Weißen? Sind sie Grafen und Barone, die ruhig zu Hause sitzen bleiben sollen, während „ihre Leute" sich für sie todtschlagen lassen? Soll die Blüthe der weißen Bevölkerung in Kampf und Tod ziehen, damit die Herren Neger hübsch zu Hause bleiben und die Arbeitsfächer besetzen können, in welchen durch den Abgang weißer Arbeiter Lücken entstanden sind? Sollen die Neger, bloß weil sie schwarz sind, der Pflichten enthoben werden, deren Erfüllung den Weißen zugemuthet wird? Wer wären alsdann die „Nigger"? Die Weißen, die um des Vaterlandes willen Haus und Hof verlassen, in Noth und Tod gehen müssen, oder die Schwarzen, die gemüthlich daheim bleiben und sich bene thun?

Deutsche, ihr habt im Verhältniß zu eurer Gesammtzahl vielleicht mehr Soldaten für den Bund gestellt, als irgend ein anderer Theil der Bevölkerung. Viele dieser Soldaten haben auf dem Schlachtfelde oder in Schanzgräben ihr Leben, oder ihre Gesundheit eingebüßt, Tausende deutscher Wittwen und Waisen weinen um ihre Ernährer. Und noch steht eine Zwangsaushebung in Aussicht. Wenn sie nothwendig ist, um die Nation und die Freiheit zu retten, sei es darum. Oder wollt ihr euch noch länger der von den Verrätherblättern aufrecht erhaltenen Aristokratie der schwarzen Hautfarbe unterwerfen? Wollt ihr noch länger Ja und Amen dazu sagen, daß Tausende baumstarker Lümmel behaglich im Norden umherschlendern, während man Weiße zwingen wird, den Kuhfuß zur Hand zu nehmen, um das Land — nicht bloß für seine weißen, sondern für alle seine Einwohner zu retten?

Oder vielleicht wollen manche von den schwarzen Aristokraten, welche der N. Y. Herald und seine Abschreiber mit so zärtlicher Sorgfalt von allen Kriegsgefahren fernzuhalten bemüht sind, — vielleicht, sagen wir, wollen manche von ihnen für das Land kämpfen, das schließlich auch ihr Vaterland ist. Wohlan, wenn dem so ist, warum versagt man ihnen die Erlaubniß dazu? Haben sie nicht ein ebenso hohes, ja ein höheres Interesse an der Aufrechthaltung der Bundesautorität, wie die Weißen? Genießen sie nicht ebenso, wie diese den Schutz der Gesetze? Warum in des Henkers Namen sollen sie nicht eben so wie die Weißen zur Vertheidigung dieser angehalten werden? Eine lange Zeit hindurch hat man es damit gerechtfertigt, daß man den Militärdienst als ein Ehrenrecht bezeichnete, an dem die Schwarzen keinen Antheil haben sollten. Allein wenn von einer Conscription die Rede ist, oder wenn 120 Dollars Belohnung dafür angeboten werden müssen, daß Jemand dieses „Ehrenrecht" ausübe, sieht es denn doch einer Pflicht weit ähnlicher, als einem Recht.

Ringt der Norden darum gegen die Aristokratie der Barone des Südens an, um sich von den verkappten Organen der Neger eine Aristokratie der schwarzen Hautfarbe aufschwindeln zu lassen? Sollten die Neger die großen Herren spielen und spazieren gehen dürfen, während weiße Arbeiter die Flinten oder den Spaten handhaben? Der N. Y. Herald und die „Conservativen" seines Gelichters wollen es; können es auch die loyalen Bürger wollen?

Demokratische Anerkennung der südlichen Conföderation.

Nachdem unsere Regierung den Cartellvertrag von 1812 als Basis für den Austausch der Kriegsgefangenen angenommen und der Süden hieraus nicht mit Unrecht geschlossen hat, daß er jetzt als „kriegführende Macht" vom Norden anerkannt sei, hat die N. Y. Staatszeitung kein Bedenken getragen, noch einen Schritt weiter zu gehen und in Sympathie und Bewunderung für ihre alten Brotherrn zu erklären:

„Doch wir haben es jetzt weniger mit den Resultaten der Anstrengungen der conföderirten Regierung als mit den Motiven zu thun, durch die das Volk des Südens sich bestimmen läßt, diese Anstrengungen mit Erfolg zu krönen. Die Thatsache, welche uns heute entgegenstarrt, ist nicht nur eine Einreihung aller waffenfähigen Männer des Südens, sondern ein Ueberschwärmen des von uns occupirten feindlichen Gebietes mit Guerilla's, denen sich alle Diejenigen anschließen, welche den regulären Felddienst nicht aushalten können oder auszuhalten brauchen. Kurz, der ganze Süden mit wenigen Ausnahmen steht gegen uns in Waffen; es kämpfen nicht ferner Loyale gegen Insurgenten, Unionisten gegen Secessionisten, sondern es ringen zwei Nationalitäten mit einander."

Die gute Base hat wahrscheinlich aber dabei nicht bedacht, daß sie mit dieser Erklärung ihren Conservatismus über Bord geworfen hat, also revolutionär geworden ist, und daß wenn die Rebellen nicht mehr als Rebellen und Secessionisten, sondern als kriegsführende Nation zu betrachten sind, dann jene Maßregelungen gegen sie in Anwendung gebracht werden könnten, die man gegen Spione und Verdächtige zur Hand zu nehmen pflegt. Der Anerkennung des Südens als kriegsführende Macht könnte aber auch leicht die Trennung der Union folgen. Wo bliebe dann die nördliche Demokratie? Wo, in aller Welt, wo?

In der Mainzer Zeitung liest man: Sage noch einer, daß Mainz keine kosmopolitische Stadt sei! Unsere Sprache ist deutsch, unser Gesetz französisch, unsere Regierung hessen-darmstädtisch, unsere Kirche römisch, unser Gouvernement östreichisch, unsere Commandantur preußisch, unsere Garnison großentheils italienisch, unsere Post Turn- und Taxisch, unser Gaswerk badisch, unser Telegraph bairisch rc.

Deutscher Patriotismus. In einem an Würtemberg angrenzenden Staat ließ der Ortsvorsteher eines Grenzorts folgendes durch den Ausscheller bekannt machen: „Es läuft ein wüthender Hund herum. Jedermann wird aufgefordert, auf denselben Jagd zu machen und ihn im Betretungsfalle in's Würtemberg'sche hinüber zu jagen, damit hierorts kein Unglück geschieht."

600,000 Mann!

Folgende Ordre hat soeben das Kriegs-Departement erlassen:

Kriegsdepartement,
Washington, 4. August 1862.

Sei es verfügt: Eine Miliz von 300,000 Mann soll sofort ausgehoben werden, um für die Zeit von neun Monaten, wenn nicht früher entlassen, in den Ver. Staaten Dienst zu treten. Der Kriegsminister wird die Quoten der einzelnen Staaten bestimmen und Regulationen für die Ziehung machen.

Wenn irgend ein Staat nicht bis zum 15. August seine Quote zu den bereits durch Gesetz autorisirten 300,000 Mann Volontäre gestellt hat, so soll die fehlende Zahl gleichfalls durch Ziehung herbeigeschafft werden. Der Kriegsminister wird zu diesem Zweck Regulationen erlassen.

Das Kriegsdepartement wird Regulationen entwerfen und sie dem Präsidenten zur Genehmigung vorlegen, um die Beförderung von Offizieren und Volontärs, die sich ausgezeichnet haben, zu veranlassen und um incompetente und unwürdige Offiziere aus dem Dienste zu entfernen.

Auf Befehl des Präsidenten
Edw. M. Stanton,
Kriegsminister.

Diese so unerwartete Verfügung des Kriegsministeriums wird bedeutende Aufregung im ganzen Lande zur Folge haben. Dennoch wird Jeder, der seine Liebe zur Freiheit und Republik, Jeder, der seine Sympathien für eine freie Volksregierung bewahrt hat, die ihn einst von der Heimath fort über's weite Meer trieben, mit Freude begrüßen. Denn in dieser Botschaft haben wir eine größere Garantie dafür, daß es endlich unserer Administration mit der Kriegsführung Ernst geworden ist, als uns alle bisherigen Erlasse derselben geben konnten. Wir haben hiermit auch die Garantie dafür, daß der Krieg im Sinne des Volkes geführt werden wird. Das Volk selbst rückt jetzt in's Feld, und des Volkes Stimme muß daher gehört und beachtet werden. Hier liegt kein contraktliches Verhältniß mehr vor mit angeworbenen Soldaten, sondern nur von Bürgerpflicht ist hier die Rede, die von Bürgerrecht unzertrennlich ist.

Die Rettung der Union und der Freiheit ist jetzt in naher Aussicht. Was bisher unserem Kampfe fehlte und ihn erfolglos machte, war, daß demselben keine Idee zu Grunde lag. Das Volk wird aber wissen wollen, wofür es kämpft, und die Idee der Freiheit, der wahren Volkssouverainetät wird mächtig und siegreich sein im Kampfe gegen Sklaverei, Barbarei, Aristokratie und Verrath.

Der Kampf wird, kann nur ein kurzer sein. Der Unfähige, der Verräther, der Zweifelhafte wird nicht die Bürgertruppen in den Kampf führen dürfen. — Patrioten werden bloß Patrioten an ihrer Spitze dulden, und mit dem Leben der Bürger wird man kein ruchloses Spiel treiben dürfen.

Muthig und freudig darum, Ihr Bürger, in den Kampf! Ein kurzer Strauß, und Ihr bringt den Segen des Friedens Eurer Heimath wieder, während Ihr, den Völkern allen den Sieg der Freiheit verkündend, die Tyrannen der Welt erzittern macht.

Aber mögen auch Die, welche der Fahne nicht in's Feld folgen, ihre Pflichten nicht vergessen! Unsere Republik kennt keine Unterthanen. Die freie Rede ist des freien Bürgers Vorrecht, und seine loyale Pflicht ist es, seine Administration auf dem rechten Wege zu halten.

Mehr Vermittelung.

Ueber europäische Intervention bringt die N. Y. Tribune neue Version. Nach europäischen Privatbriefen an das diplomatische Corps in Washington soll nämlich Napoleon an einer russisch-preußisch-französischen Coalition arbeiten, um einen amerikanischen Frieden herbeizuführen. Auf der bevorstehenden Fürstenconvention in Berlin soll die Sache weiter verhandelt und dann in einer Collectivnote die Vermittelung uns angeboten werden, unter Androhung der Anerkennung der Conföderation, falls wir uns diese Zuvorkommenheit höflichst verbitten sollen.

England will man aus dem Spiel lassen, um Reizungen vorzubeugen. Auch soll England der Appetit etwas vergangen sein, da man in Canada für den Fall einer Trennung der Union, oder eines Compromisses mit der Sklaverei stark von einer Verbindung mit den Neu England-staaten, und einer Losreißung von England munkelt.

An Spekulationen aller Art hat es keinen Mangel.

Gefährliche Nachbarschaft.

Aus Quincy, wo, beiläufig bemerkt, 500 bis 600 Flüchtlinge aus Missouri, zum Theil sehr verdächtigen Charakters, sich aufhalten, meldet die dortige Tribüne:

„Wie wir vernehmen, sollen jetzt energischere Maßregeln ergriffen werden, um die Stadtbehörde zur Bewaffnung der Bürger zu veranlassen, welche unter demokratischem Einfluß stehend, eine solche Beleidigung gegen unsere lieben Brüder und Kunden am andern Ufer nicht gerne sieht. Auch soll man die zwei Firmen in Erfahrung gebracht haben, welche den Guerillas in Missouri Pulver in Quantitäten verkauft haben. Hauptsächlich um diesen Handel zu unterdrücken, wird von einigen Seiten „Martial Law" gewünscht.

Der „Hannibal Herald" warnt die Unionsleute in Illinois vor den vielen Rebellen, die kürzlich Hannibal wegen der Conscription verließen. Er meint, sie werden irgend welche Störungen veranlassen, jedenfalls seien sie Spione. Der „Whig" erzählt, daß Gen. Blunt in Leavenworth eine Ordre erlassen habe, wornach diese Flüchtlinge, wenn sie nach Kansas kommen, zurückgeliefert werden sollen. Blunt ist wirklich hier und wohnt im Tremont House.